



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Über Manöver

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Über Manöver



Die Zeit der großen Herbstübungen unserer Truppen ist wieder herangekommen, und militärische Betrachtungen aller Art finden sich in den Tageszeitungen, oft von berufenen, leider aber auch sehr oft von gänzlich unberufenen Leuten geschrieben. Und die Unberufenen verschulden manches falsche Urteil über den Wert und den Zweck militärischer Einrichtungen im Publikum, das sich ja bei uns glücklicherweise immer noch sehr lebhaft für das Heer und seine Tätigkeit interessiert. Manche Anschauungen, die in den letzten Jahren geradezu zum Axiom geworden sind, verdanken ihre Entstehung solchen unüberlegten Zeitungsartikeln und sind trotz allen Aufklärungen und aller Mühe, die sich sachverständige Redner im Reichstage und anderswo geben, kaum zu beseitigen. Man denke zum Beispiel nur an die abfällige Beurteilung, die die großen Kavallerieattacken jedes Jahr von neuem finden, und die jedes Jahr bei der Beratung des Militäretats den Rednern der Linken willkommenen Anlaß zu Angriffen auf die Heeresleitung bieten. Von ihrer Berechtigung werden wir später noch sprechen. Dieser Aufsatz soll den Zweck haben, soweit es in Kürze möglich ist, die Leser auf die Unterschiede zwischen Krieg und Manöver hinzuweisen und den Blick des Laienpublikums für das zu schärfen, was man aus dem Manöver sehen und lernen kann und was nicht. \*) Denn das Manöver ist kein Krieg, es ist nur eine schulmäßige Übung, die allerdings unter Voraussetzungen abgehalten wird, die den Verhältnissen des Krieges so nahe kommen sollen, als es der Friede und der Zweck der Übung irgendwie zulassen. Der Friede macht mehr Einschränkungen nötig und stellt an die Phantasie des Mitwirkenden und des Zuschauers, der aus dem Manöver lernen will, größere Anforderungen, als man auf den ersten Blick wohl glauben möchte.

Zunächst fällt im Manöver alles das weg, was Clausewitz die „moralischen Elemente“ des Krieges nennt: alle die unübersehbaren Folgen der Nervenanspannung, die in dem gemeinen Soldaten durch die fortwährende Gefahr und in dem höhern Führer durch die schwere Verantwortung geweckt wird. Aber nicht nur dieser Umstand bringt die Unterschiede zwischen Manöver und Krieg zuwege. In nicht weniger hohem Maße nötigen die Kosten solcher Übungen, die „Kriegsmäßigkeit“ einzuschränken. Die Einschränkungen äußern sich in der Art, wie die Truppen untergebracht werden in der kurzen Dauer der Übungen, die dazu nötig, alle Entwicklungen zeitlich bedeutend zusammen-

\*) Vor kurzem ist bei Mittler in Berlin ein Büchlein erschienen: Das Manöver, ein Ratgeber für jedermann. Von Hauptmann Grafen Brockdorff. Das Buch enthält Erklärungen von Signalen, militärischen Gebräuchen und Bestimmungen usw. und ist ein wertvoller Führer für zivilistische Manöverbesucher.

zuschieben, in dem Mangel an Munition und schließlich in der Art der Geländebenuzung; denn bei unsrer Bodenkultur verursacht — wenige Gegenden Deutschlands ausgenommen — jeder Schritt, den die Truppe außerhalb der Straßen macht, Schaden und Kosten. Zuletzt zwingt die Rücksicht auf die Schonung von Mann und Pferd den leitenden Offizier in jedem Manöver dazu, dem kriegsmäßigen Verlauf manchen Hemmschuh anzulegen.

Nur der, dessen Einbildungskraft imstande ist, alle diese störenden Einflüsse zu beseitigen, kann ein Manöver richtig beurteilen und brauchbare Schlüsse für die Wirklichkeit aus ihm ziehn. Am besten gelingt das natürlich dem, der selbst den Krieg gesehen hat, und vor dessen geistigem Auge mühelos die Bilder der Wirklichkeit entsehn. Die Mehrzahl unsrer Offiziere hat es nicht so leicht. Für sie kann nur das gründliche Studium der Kriegsgeschichte diesen Mangel ersetzen, und mit Recht wird darauf in der Kriegsakademie und im Generalstabe der größte Wert gelegt. Das Wort Napoleons des Ersten, daß die Phantasie eine der wesentlichsten Geistesgaben des Feldherrn sei, bestätigt diese Auffassung. Sie befähigt nicht nur dazu, sich aus wenigen einander widersprechenden Nachrichten ein Bild zu machen von dem, was der Feind tut, sondern sie gibt allein jedem Führer die Möglichkeit, sich die Wirkung seiner eignen Befehle im voraus vorzustellen und die so oft mißbrauchten und mißverstandnen „Friedenserfahrungen“ — ein Begriff, der eine gewisse Selbstironie enthält — richtig für den Krieg anzuwenden.

Verfolgen wir nun das Manöver im einzelnen. Die preußische Armee war die erste, die ihren Friedensübungen kriegsmäßige Verhältnisse unterlegte und damit die Entschlüsse zweier gegeneinander fechtenden Truppenführer in den Vordergrund der Übung schob. Wilhelm der Erste hat wesentlich durch diese Übungen seine Offiziere zu der in seinen Feldzügen so viel bewunderten Selbständigkeit und Entschlußfreudigkeit erzogen, die dem preußischen Heere einen unerreichbaren Vorsprung vor ihren Gegnern sicherte. Es ist so im Laufe der Jahre in der Armee zu etwas selbstverständlichem geworden, daß nicht nur bei jedem Manöver, jeder Felddienstübung, sondern sogar bei jedem Exerzierplatzgefecht dem Führer eine „Aufgabe,“ d. h. irgendeine Kriegslage gegeben wird, innerhalb deren er sich mit seiner Truppe bewegen soll. Das geht so weit, daß bei uns kein Hauptmann mit seiner Kompagnie ein Gefecht übt, ohne sich selbst in eine solche Lage hineinzudenken und diese Lage seiner Kompagnie zum bessern Verständnis mitzuteilen. Diese Art von Ausbildung ist jetzt bei allen Militärmächten gebräuchlich, aber 1870 war sie zum Beispiel bei den Franzosen noch etwas ganz unbekanntes. Der General du Barail, derselbe, der bei Bionville die erste französische Kavalleriedivision geführt hat, erzählt in seinen sehr lesenswerten Erinnerungen von einer Truppenrevue, die kurz vor Beginn des Kriegs stattgefunden habe. Dieser habe ein englischer Offizier beigewohnt, der kurz vorher preußische Manöver als Zuschauer mitgemacht hatte. Dieser habe bei allen Bewegungen der französischen Truppen gefragt: *Où est l'hypothèse?* Welches ist die angenommene Kriegslage? sodaß die französischen Offiziere schließlich im Spott unter sich die Worte des Engländers in seiner Aussprache nachgesprochen hätten. Sie hatten kein Verständnis

für die Bedeutung dieser hypothese, in der schon damals einsichtige Franzosen ein Merkmal der preussischen Überlegenheit erkannten.

So leicht es nun ist, für ein einzelnes Gefecht oder eine kleine Übung irgendeine passende Kriegslage zu finden, so schwer ist dies für ein Manöver. Unfre Manöver beginnen mit Übungen der beiden Regimenter einer Infanteriebrigade gegeneinander; jedem wird etwas Artillerie und Kavallerie zugeteilt. Im Kriege kommen so kleine Abzweigungen fast nie vor; noch seltner tritt es ein, daß der Feind zufällig eine ebensolche Abzweigung vornimmt, und diese beiden nun mit entgegengesetzten Aufträgen aufeinanderstoßen. Immerhin sind aber solche Fälle denkbar und lassen sich darstellen. Schwierig wird die Sache aber, sobald eine solche Idee zwei bis drei Tage lang durchgeführt werden soll, und sich in ihrem Verlaufe jeden Tag ein Gefecht ergeben soll. In Wirklichkeit macht sich bei solchen kleinen Abteilungen die Anziehung der Masse sehr bald bemerkbar, besonders nach jedem Kampf, und sie streben so rasch wie möglich unter den Schutz der größern Truppenverbände zurück; vor allem aber ist eine Truppe, die heute gekämpft hat, in der Regel morgen nicht imstande, einen neuen Kampf aufzunehmen, am wenigsten wenn sie geschlagen war. Im Kriege ist eine Truppe kein Antäus, der nach dem Bivak neugestärkt erwacht.

Aber es ist für die Truppe gerade lehrreich, eine Reihe von Tagen hintereinander unter kriegsmäßigen Verhältnissen leben zu müssen, unmittelbar aus dem Gefecht in eine kriegsmäßige Unterkunft übergehn und sich in dieser kriegsmäßig gegen den Feind sichern zu müssen. Andererseits verlangt die für die Manöver verfügbare kurze Zeit, daß an jedem Manövertag ein Gefecht stattfindet. Bloße Märsche, die allerdings im Kriege weitaus den größten Teil der Tage ausfüllen, sind im Manöver zu wenig lehrreich und rechtfertigen nicht die für Unterbringung und Verpflegung nötigen Kosten.

So muß denn die Unnatürlichkeit, die eine fortlaufende Reihe von Gefechts- tagen, besonders bei so kleinen Truppenverbänden, mit sich bringt, im Interesse der Ausbildung der Truppe ertragen werden. Sie kommt der Truppe und dem jeden Tag wechselnden Führer auch kaum zum Bewußtsein, da für beide die augenblickliche Lage mehr Interesse hat, um so mehr aber dem unbeteiligten Zuschauer, der am zweiten oder am dritten Tage des Brigade- oder des Divisionsmanövers versucht, das, was er sieht, mit der ursprünglichen „General- idee,“ die er in der Zeitung gelesen oder sonstwie erfahren hat, in Zusammen- hang zu bringen. Den Militärhumoristen hat diese Generalidee, die meist schon am zweiten Tage auf dem Kopfe zu stehn scheint, reichen Stoff zu launigem Spott geboten. Von allen Unnatürlichkeiten des Manövers ist sie noch am leichtesten zu tragen. Was hier von den Manövern zweier Regimenter gesagt ist, gilt auch von den Divisionsmanövern, bei denen die beiden Brigaden einer Division gegeneinander kämpfen. Erst wenn bei jeder Partei eine Division oder, wie bei Kaisermanövern, ein oder mehrere Korps stehn, ist ein wirklich kriegsmäßiges mehrtägiges Operieren denkbar, allerdings auch nur, wenn man sich das im Manöver unvermeidliche täglich bis zur Entscheidung durchgeführte Gefecht wegdenkt.

Mehr als diese Unnatürlichkeiten der Anlage, die der Außenstehende oft nicht wahrnimmt, machen sich für den Zuschauer die Mängel in dem Verlauf eines einzelnen Manövertages bemerkbar. Schon bei der Versammlung jeder Partei am Morgen des Manövertages treten sie auf. Die Parteien müssen sich nahe gegenüberstehn, sonst kann es nicht zum Gefecht kommen; trotzdem sind die Truppen mit Ausnahme einiger Vorposten weit auseinander und unter voller Ausnutzung aller irgendwie benutzbaren Ortschaften untergebracht. Dies ist notwendig, um die Truppe nicht fortwährend bivakieren zu lassen, was außer großen Strapazen auch große Kosten verursacht — man denke an den großen Bedarf von Holz und Stroh. Im Kriege fallen diese Rücksichten weg. Man bringt in solcher Nähe des Feindes die Truppe so unter, daß sie jederzeit verwendbar ist, d. h. in einigen Ortschaften, die geeignet liegen, wird untergebracht, so viel hineingeht — und das ist viel mehr, als je im Frieden hineingelegt wird —, der Rest bivakiert. Die weiten Versammlungsmärsche, die man fast an jedem Manövermorgen sehen kann, gehören schon in das Gebiet des Friedensmäßigen.

Ähnlich verhält es sich mit der Aufklärung. Im Kriege ist der Führer auf sehr ungewisse, wenige und widerspruchsvolle Nachrichten angewiesen, auf die hin er die folgenschwersten Entschlüsse fassen muß. Wer davon eine Vorstellung gewinnen will, der prüfe einmal, was zum Beispiel der kommandierende General des dritten Armeekorps, Konstantin von Alvensleben, von den Franzosen gewußt hat, als er sich am 16. August 1870 zum Angriff bei Bionville entschloß, dem Angriff, der schließlich zu dem Siege von St. Privat und weiterhin zur Einschließung Bazaines geführt hat. Man erstaunt, wie wenig das war. Napoleon sagt einmal, er habe die Fehler seiner Feinde, die er bestraft habe, nie gekannt. Man liest häufig in geschichtlichen Darstellungen, wenn irgendeine kriegerische Operation behandelt wird, den Satz: „Der General So-and-so hätte wissen müssen, daß der Feind usw.“ Prüft man so etwas an der Hand genauer kriegsgeschichtlicher Abhandlungen, so kommt man oft genug dahinter, daß der Führer das eben nicht gewußt hat, es gar nicht hat wissen können, sondern daß er es höchstens hätte kombinieren können. Die populäre Darstellung unsrer letzten Feldzüge liebt es oft, unsre Gegner, besonders die französischen Führer von 1870, so etwa als gute dumme Kerle hinzustellen, die auf jede Falle, die ihnen Moltke stellte, pünktlich hineingefallen seien. Man vergißt dabei, daß es fast alle kriegserfahrene, tapfere, energische Männer waren. Prüft man hier, so findet man, daß die Aufklärung auf französischer Seite vollkommen versagte, und daß die Führer in einem vollkommenen Dunkel waren. Daß sie nicht für bessere Aufklärung sorgten, ist allerdings ihre Schuld, aber ihre unbegreiflichsten Maßregeln kann man ohne Zwang aus ihrem Mangel an Kenntnis der Lage erklären. Mehr oder weniger tappt aber im Kriege jeder Führer im Dunkeln, und das gibt der wirklichen Kriegführung, besonders unmittelbar vor großen Entscheidungen, etwas tastendes, vorsichtiges, auch da, wo dieser Charakterzug unter dem überwältigenden Eindruck eines großen Sieges später verschwindet. Napoleon hat fast vor allen seinen großen Erfolgen, zum Beispiel vor dem Siege von Jena, sehr vorsichtig

operiert; die deutsche erste und die zweite Armee haben für die kurze Strecke von Saarbrücken bis Metz die Zeit vom 7. bis zum 14. August gebraucht. Noch vorsichtiger und bedächtiger scheinen, soweit man es bis jetzt beurteilen kann, die Japaner in Ostasien operiert zu haben.

Hier tritt der Unterschied gegen das Manöver augenblicklich zutage. Die Stärke des Gegners, die der Führer in Wirklichkeit, wie Clausewitz sagt, erst nach dem Friedensschluß aus den Büchern des Feindes erfährt, kennt der Manöverführer genau. Ferner steht in der Aufgabe, die er bekommt, Mitteilungen über den Feind, deren Richtigkeit er natürlich nicht bezweifeln kann. Außerdem steht ihm zahlreiche Kavalleriepatrouillen zu Gebote, die ihm das, was er noch zu wissen wünscht, in den meisten Fällen prompt melden. Aber auch wenn diese versagen, weiß er hundertmal mehr, als er im Kriege wissen würde. Die Tätigkeit der Kavalleriepatrouillen gibt häufig den Außenstehenden Gelegenheit zu abfälliger Beurteilung. Es läßt sich ja auch nicht bestreiten, daß die Erkundungen manchmal unter auffälliger Verachtung des feindlichen Infanteriefeuers vorgenommen werden und demgemäß auch Ergebnisse liefern, die keineswegs ein Bild von den wenigen ungenauen Meldungen geben, die dieselbe Aufklärung im Kriege liefern würde. Man darf aber hierbei nicht außer acht lassen, daß im Kriege nur dann eine Kavallerie überhaupt etwas melden wird, wenn sie im Frieden dazu erzogen ist, unter allen Umständen soweit vorzureiten, daß sie wirklich etwas sieht und meldet. Bringt man jedem Kavalleristen im Frieden schon bei, daß er keinesfalls näher als tausend Meter an einen feindlichen Infanteristen heranreitet, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß er im Kriege zweitausend Meter weit wegbleibt, und die wenigen Meldungen, auf die überhaupt im Felde zu rechnen ist, verlieren noch mehr an Wert und Zahl. Daß es bei solchen Erkundungen nicht ohne Verluste abgeht, das muß eben im Kriege ertragen werden. Die Ausbildung der Kavallerie im Frieden ist jedenfalls auf dem rechten Wege, wenn von jeder Patrouille unter allen Umständen eine Meldung vom Feinde gefordert wird. Schließlich ist jede kriegsmäßige Aufklärung nur möglich, wenn die Patrouille weite Umwege nicht scheut; denn wenn die feindlichen Vortruppen den Einblick von vorn zu wehren, so muß man von der Seite oder von rückwärts heranzukommen suchen. Solche Umwege kosten aber Zeit, und die ist im Manöver bei der Nähe, in der die Parteien einander gegenüberstehen, und der Schnelligkeit, mit der sich alles abspielt, meist nicht da, und so kommen ganz kriegsmäßig ausgeführte Erkundungen mit ihren Meldungen fast immer zu spät. Außerdem kosten sie den Pferden bedeutende Anstrengungen, eine Rücksicht, die im Kriege selbstverständlich hinter höhern Anforderungen zurücktreten muß. Also auch in der Aufklärung sehen wir unkriegsmäßige Erscheinungen, die mit Rücksicht auf die Ausbildung der Truppe mit in Kauf genommen werden müssen.

Die genaue Kenntnis, die der Führer im Manöver vom Feinde hat — natürlich kommen manchmal auch Überraschungen vor —, befreit ihn von der Vorsicht, die man im Kriege fast immer findet. Deshalb geschehen alle Gefechtsentwicklungen im Frieden sehr rasch, häufig tragen sie sogar den Charakter des Überhasteten. Kein Führer will sich vom Gegner in der Raschheit des

Entschlusses übertreffen lassen, und jeder sucht durch rasches Handeln alle Vorteile auf seine Seite zu bringen. Kaum haben die Avantgarden miteinander Fühlung genommen, so fährt schon die Artillerie im Trabe vor, die Infanterie entwickelt sich, und in ein paar Stunden ist das Gefecht zu Ende. Die Infanterieangriffe sehen manchmal so aus, als ob die einzelnen Kompagnien oder Bataillone um die Wette an den Feind heranlaufen wollten. Auch dann, wenn der anzugreifende Gegner von vornherein in einer festen Stellung steht, wenn also Schnelligkeit im Handeln dem Angreifer gar keine Vorteile verspricht, auch dann spielt sich ein Manöverkampf meist in einem Vormittage von Anfang bis zu Ende ab. Die Wirklichkeit bietet ein ganz anderes Bild. Napoleon charakterisiert seine Schlachteinleitungen durch das bekannte Wort: *D'abord s'engager et puis voir*. Die einleitenden Kämpfe der Vortruppen gaben ihm allmählich ein Bild von dem, was der Feind wollte und tat; und erst auf Grund dieser Wahrnehmungen setzte der Kaiser seine Massen zum entscheidenden Schlag auf der schwachen Stelle des Feindes ein. Dieser Grundsatz ist heute noch richtig, aber natürlich verlaufen die Dinge anders. Das „Sehen“ ist schwerer geworden. Die heutige weite Wirkung der Schußwaffen gibt auch schwachen Vortruppen die Möglichkeit, sich den Feind weit vom Halse zu halten, und was Friedrich der Große — man denke an die Erkundung aus der Bodenlücke vor der Schlacht bei Kossbach — und Napoleon mit ihren eignen Augen sahen, das muß sich heutzutage der Führer aus allen möglichen Meldungen, einzelnen Beobachtungen vorgeschobener Truppenteile, aus Fesselballons und andern oft recht zweifelhaften Nachrichten kombinieren. Es liegt auf der Hand, daß dadurch die Einleitung des Kampfes langsamer wird. Deutlich ist dies an dem Verlaufe des ostasiatischen Krieges zu sehen. So lückenhaft die Nachrichten über diesen Krieg bis jetzt sind, so steht doch fest, daß die Japaner ihren Feinden sehr lange, oft tagelang unmitttelbar gegenüber gelegen haben, so nahe, daß sich ihre vordersten Linien beschießen konnten, ehe es zum entscheidenden Angriff kam.

So wie sich die Einleitung des Kampfes verlangsamt, so verlangsamt sich im Kriege auch seine Durchführung. Wie man in jedem Manövergefecht sehen kann, wird in einem modernen Gefecht die Entscheidung meist dadurch erstrebt, daß der Angreifer die Flanke des Gegners zu gewinnen sucht und durch Entwicklung überlegener Kräfte gegen diese den Gegner auf einem Flügel niederzukämpfen sucht, um dann seine Frontlinie von der Seite aufzurollen. Die eigentliche Front des Gegners wird, wenn sie gut gewählt ist, meist für so stark gehalten, daß ein Angriff auf sie, wenn überhaupt, nur unter großen Opfern und mit großem Zeitverlust Erfolg verspricht. Ob diese Ansicht richtig ist, kann nur der Krieg selbst entscheiden. Es scheint, als ob der Krieg in Ostasien unsere Anschauungen in diesem Punkte auch etwas ändern werde.

Im Manöver spielt sich jedenfalls ein solcher Angriff sehr rasch ab. Sobald sich die Avantgarde des Angreifers frontal entwickelt hat und den Verteidiger dadurch gezwungen hat, Farbe zu bekennen, d. h. seine Stellung zu besetzen, wird der Befehl zur Umfassung gegeben. Die Frontausdehnung beim Feinde ist meist sehr rasch erkannt; die Infanterie geht, sobald sie sich ent-

wickelt hat, ununterbrochen vor, und je nach der Wirkung, die ihrem Feuer und dem ihrer Artillerie zuerkannt wird, wird durch den leitenden Offizier der Angriff für erfolgreich oder für mißlungen erklärt, und der Geschlagne geht zurück. Im Kriege dauert das stunden- oder tagelang. Abgesehen davon, daß im Kriege die feindliche Frontausdehnung und die Lage des zu umfassenden feindlichen Flügels oft sehr spät erkannt wird — am 18. August 1870 wußte man erst am Abend, daß sich der rechte französische Flügel, auf dem schließlich die Entscheidung fiel, bis Roncourt ausdehnte —, ist mit dem bloßen Umfassen dieses Flügels der Erfolg noch lange nicht erkämpft. Der Verteidiger, der seinen schwachen Punkt ja am besten kennt, wird entweder durch Zurücknehmen seines Flügels die Umfassung überhaupt zu vereiteln suchen, oder er stellt seine zurückgehaltenen Reserven so auf, daß er eine neue Front nach der Seite bilden kann. So wird aus der Umfassung wieder ein frontaler Angriff, und erst wenn dieser mit so überlegnen Kräften geführt wird und so vorwärts schreitet, daß der Verteidiger fürchten muß, von seiner Rückzugslinie abgedrängt oder vernichtet zu werden, wird er sich für besiegt halten, und wenn dies die Lage erlaubt, zurückgehn, solange er noch hoffen kann, dadurch glimpflicher davonzukommen. Man sieht also, daß das Gefühl, umfaßt zu werden, immer mehr bei den Führern wachgerufen wird als bei der Truppe, besonders in großen Verhältnissen. Diese kämpft — Fälle von Überraschungen ausgenommen — immer frontal. Ein solcher Frontalkampf ist aber ein mühsames wechselvolles Ringen um die Überlegenheit im Infanterie- und Artilleriefeuer. Der Infanteriekampf sieht im Ernste anders aus als im Manöver. In stundenlangem Feuerkampf liegen sich die Linien gegenüber. Gelingt es hier und da einzelnen Teilen, näher an den Feind heranzukommen, so erfolgen andrerseits auch wieder Rückschläge, bis es vielleicht der Artillerie der einen Partei gelingt, die feindliche Artillerie soweit niederzukämpfen, daß sie in den Kampf der Infanterie eingreifen kann. Diese muß inzwischen ihre sich lichternden Linien durch Reserven immer wieder auf die Höhe der Feuerkraft bringen. Dem wird der Sieg gehören, der die letzte Reserve in der Hand hat, und der den Willen und die Nervenkraft hat, diesen langen Infanteriekampf bis zum letzten Ende durchzuführen.

Stellt man sich so den Infanteriekampf vor, so wird man begreifen, daß große Kavalleriemassen hier sehr wohl noch ein gewichtiges Wort mitreden können. Sieht man eine solche Kavallerieattacke im Manöver, so kommt sie freilich immer in das Schnellfeuer so und so vieler in Reserve stehender Infanteriebataillone, und es gehört keine Weisheit dazu, zu sagen, daß eine solche Attacke aussichtslos sei. Im Kriege sieht es aber anders aus. Wenn die Reserven, die hinter der Feuerlinie der Infanterie standen, größtenteils verbraucht sind, wenn die Spannung des Kampfes ihren Höhepunkt erreicht hat, und die Frage, ob das ganze Ringen vergeblich oder erfolgreich gewesen sein soll, die Nerven des Offiziers und des Mannes auf das höchste spannt, dann stelle man sich die Wirkung der vierundzwanzig heranbrausenden Schwadronen einer Kavalleriedivision vor. Die Wirkung der Attacke der Brigade Bredow am 16. August 1870 auf die Franzosen war so groß, daß

sie, die den Sieg über das dritte Armeekorps schon beinahe in der Hand hatten, von allen weiteren Angriffen abstanden. Die französischen Attacken (bei Morsbronn am 6. August und bei Floing am 1. September 1870) mißlangen aber, weil sie gegen intakte deutsche Infanterie gerichtet waren und geritten wurden, als der Sieg der Deutschen schon sicher war. Die Kavallerie muß aber im Frieden lernen, geeignete Lagen zum Angriffe zu erkennen und auszunutzen, wenn sie es im Kriege können soll. Dabei verschlägt es nichts, wenn das Bild im Manöver unnatürlich wird. Man muß eben an die Führer die Anforderung stellen, daß sie das Bild der Lage so sehen, wie es sich in Wirklichkeit dem Auge bieten würde. Es ist nicht möglich, einen Infanteriekampf auch nur annähernd der Wirklichkeit entsprechend darzustellen. So begnügt man sich denn damit, ihn anzusetzen und glatt durchlaufen zu lassen, sei es mit oder ohne Erfolg, dann die Truppe zur Ruhe übergehen zu lassen und am nächsten Tage den Führer wieder vor eine neue Lage und neue Entschlüsse zu stellen. Attacken von Kavallerie gegen Kavallerie werden im Kriege oft vorkommen. Denn die vorgeschobnen Kavalleriedivisionen können ihre Aufklärungsaufgaben nur durchführen, wenn die feindliche Kavallerie aus dem Wege geräumt ist, die bestrebt ist, die Bewegungen ihrer Armee dem Auge des Feindes zu verbergen.

Es könnte nun jemand auf den Gedanken kommen, als solle der Wert der Manöver hier bestritten werden. Nichts weniger als das. Die Manöver sind das beste und kriegsmäßigste Ausbildungsmittel, das es gibt. Die Truppe wird durch sie an kriegsmäßige Anstrengungen gewöhnt, sie lernt sich in Kriegsverhältnisse hineindenken, und mit Recht betrachtet der Mann die Manöverzeit als den Höhepunkt des militärischen Lebens. Sie offenbart ihm gewissermaßen, wozu seine ganze Ausbildung gedient hat. Auch für den Offizier sind sie unerseßlich. Taktische Aufgaben auf der Karte, Kriegsspiele, Übungsritte und Generalstabsreisen haben sicher für die Ausbildung der Offiziere manche Vorteile, denn hier kann der Leitende ein vollkommen kriegsmäßiges Bild vor dem geistigen Auge der Mitspielenden entstehen lassen; ein wirkliches Manöver aber können sie trotz seinen vielen Unnatürlichkeiten nicht ersetzen, denn ihnen fehlt eins, mit dem der Führer jeden Grades immer rechnen muß. Es ist das, was Clausewitz „die Friktion“ nennt. Der Krieg wird von Menschen geführt, die allerlei menschlichem unterworfen sind. Ordonnanzoffiziere und Meldereiter können stürzen, sich verreiten, Befehle können falsch bestellt werden oder verloren gehn, schlechtes Wetter oder schlechte Wege bewirken, daß die Truppen zu spät oder an falsche Punkte kommen. Schließlich läßt jedes Wort, jeder Befehl des Vorgesetzten verschiedene Auffassungen zu, je tüchtiger und energischer der Untergebene ist, um so eher wird er bei der Ausführung eines Auftrags seinen eignen Weg gehn. So muß sich ein Führer mit jedem Augenblick mit neuen Verhältnissen abfinden, er muß es lernen, dem Untergebenen in der Erfüllung seiner Befehle jede mögliche Selbständigkeit zu lassen; denn der Untergebene, der an Ort und Stelle handelt, findet die Lage oft ganz anders, als der weit entfernte Vorgesetzte sie bei seinem Befehl vorausgesetzt hat, und muß nun selbständig handeln, wenn er dem Sinne des Befehls gerecht werden will.

Andererseits muß der Führer aber auch lernen, ungesäumt da einzugreifen, wo ein offenbares Mißverständnis seine Absichten zu gefährden droht. Diese Friktionen überwinden lernt nur der, der mitten darin steht. Dafür ist das Manöver unerseßlich.



## Pascal



ontaigne hat noch altmodisches Französisch geschrieben. Das heutige findet man zuerst bei Corneille, Molière, Pascal, La Rochefoucauld und La Fontaine. Mit diesen pflegt die Auswahl von Musterstücken in unsern Schullesebüchern zu beginnen. Und da von den Werken der genannten drei Prosaisker Pascals Provinzialbriefe zuerst erschienen sind, so haben sie ohne Zweifel in der Entwicklung der französischen Sprache Epoche gemacht; doch ist es wohl etwas zu stark ausgedrückt, wenn Bruno von Herber-Rohow in seiner deutschen Ausgabe von Pascals Gedanken (Leipzig, Eugen Diederichs, 1905) meint, Pascal nehme in Frankreichs Literaturgeschichte dieselbe Stellung ein wie Luther in der deutschen. An Popularität werden ja seine Jesuitenbriefe den Reform- und Streitschriften Luthers gleichgekommen sein (die nach seinem Tode herausgegebenen Pensées konnten ihrer Natur nach keine große Verbreitung finden), aber was will die eine satirische Streitschrift bedeuten gegen die deutsche Bibel und die ganze Bibliothek, die Luther außerdem noch geschaffen hat! Immerhin bleibt uns Pascal auch literarisch interessant, in höherm Grade freilich als Religionsphilosoph und Jesuitengegner. Es sind Fragen der Christenheit, der Menschheit, die der geniale Mathematiker zu beantworten sucht, nicht Fragen eines vergänglichen Zeitinteresses, wie Rudolf Eucken hervorhebt, der eine „Einführung in Pascal“ zu der deutschen Ausgabe der Gedanken beigezeichnet hat. Die Art und Weise allerdings, wie Pascal diese Fragen behandelt, ist unsrer heutigen Zeit fremd. Im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert war der Glaube an Teufel und Hölle mächtig, was sich aus dem Umstand erklärt, daß überall Scheiterhaufen lohten, und daß die greuliche sogenannte Justiz und die barbarische Kriegszeit dem Volke überall Höllenszenen vorführten. Wer darum Ursache zu Gewissensangst zu haben glaubte, bei dem steigerte sie sich leicht zum Wahnsinn, oder sie umhüllte wenigstens sein ganzes Gemüt mit Düsterteit. Und in den feinern Seelen mußte der Anblick der Menschen, die diese Höllenszenen aufführten, Abscheu vor der Menschheit erregen. Im Jahre 1778, wo schon die Humanität zum Durchbruch gekommen war, schrieb der Herzog von La Rochefoucauld, den 1789 ein Steinwurf getötet hat, an Adam Smith einen Brief, worin er seines Großvaters pessimistische Beurteilung der Menschennatur entschuldigt: der Verfasser der Maximen habe die Menschen vorzugsweise bei Hofe und im Bürgerkriege beobachtet, also auf zwei Schauplätzen, in denen sie ihre schlechtesten Eigenschaften zu entfalten pflegen. Pascal hatte kein andres Beobachtungsmaterial, und dazu kam samt